

Colomba. Teil 1

Autor(en): **Merimée, Prosper**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 24

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

C O L O M B A

I

Copyright by Eduard Kaiser

I

In den ersten Oktobertagen des Jahres 18.. stieg der irische Oberst Sir Thomas Nevil, ein ausgezeichnete Offizier der englischen Armee, auf seiner Rückreise aus Italien mit seiner Tochter im Hotel Beauveau zu Marseille ab. Die unaufhörliche Bewunderung dieses Landes durch enthusiastische Touristen hatte sich dahin ausgewirkt, dass einige von ihnen, um sich von der Masse zu unterscheiden, das «nil admirari» des Horaz sich zum Leitspruch gemacht hatten. Zu dieser Gruppe von Reisenden, die sich durch nichts in Erstaunen setzen lassen wollten, gehörte auch Miss Lydia, die einzige Tochter des Obersten. Raffaels «Transfiguration» war ihr recht mittelmässig vorgekommen, und der feuerspeiende Vesuv schien ihr kaum merkwürdiger als die rauchenden Fabrik-schlote von Birmingham. Was sie an Italien am meisten auszusetzen hatte, war, dass dieses Land keinen Charakter und keine Lokalfarbe besitze. Mag, wer will, sich den Sinn dieser Worte erklären. Miss Lydia hatte sich in der Hoffnung gewiegt, jenseits der Alpen auf Dinge zu stossen, die noch niemand vor ihr gesehen hatte und von denen sie, wie Herr Jourdain sagt, mit honetten Leuten würde sprechen können. Aber ihre Landsleute waren ihr bereits überall zuvorgekommen, und sie verzweifelte daran, etwas noch Unbekanntes zu entdecken. Deshalb schlug sie sich zur Gegenpartei. Es ist ja wirklich recht ärgerlich, nicht von den Herrlichkeiten Italiens sprechen zu können, ohne dass irgend jemand zu uns sagt: «Sie kennen doch sicher den Raffael im Palast zu...? Das ist das Schönste, was es in Italien gibt.» Und gerade das hat man anzusehen versäumt. Da man aber wirklich nicht alles sehen kann, ist es am bequemsten, einfach alles im voraus abzulehnen.

Im Hotel Beauveau hatte Miss Lydia eine bittere Enttäuschung erlebt. Sie hatte eine gelungene Skizze des pelagischen oder Zyklopentores von Segni mitgebracht, von dem sie glaubte, die Zeichner hätten es übersehen. Aber Lady Frances Fen-

wich, die sie in Marseille traf, zeigte ihr ein Album, in welchem sich zwischen einem Sonett und einer getrockneten Blume, stark mit brauner Farbe übermalt, das fragliche Tor abgebildet fand. Miss Lydia schenkte ihr Tor ihrer Zofe und verlor jegliche Achtung vor der Kunst der Pelasger. Ihr Vater, der Oberst, der nach dem Tode seiner Frau es sich angewöhnt hatte, alles nur mit den Augen seiner Tochter zu sehen, war auch in diesem Falle ihrer Meinung. Italien hatte den Fehler begangen, seine Tochter zu langweilen, und folglich war es das langweiligste Land der Welt. Er hatte zwar gegen die Bilder und Statuen nur wenig einzuwenden, aber er konnte mit dem Brustton der Ueberzeugung behaupten, dass die Jagd in diesem Lande miserabel sei, und man müsse zehn Meilen in der prallsten Sonne durch die römische Campagna laufen, nur um ein paar lumpige Rebhühner zu schiessen.

Am Tage nach seiner Ankunft in Marseille lud er Captain Ellis, seinen früheren Adjutanten, der sechs Monate in Korsika verlebt hatte, zum Speisen ein. Der Hauptmann erzählte Miss Lydia eine äusserst spannende Räubergeschichte, die den Vorzug hatte, in keiner Weise jenen Erzählungen zu gleichen, mit denen man sie auf ihrer Reise von Rom nach Neapel so oft zu unterhalten versucht hatte. Beim Nachtisch blieben die beiden Herren allein bei einer Flasche Bordeaux sitzen und unterhielten sich über die Jagd, wobei der Oberst in Erfahrung brachte, dass sie in keinem Lande schöner, abwechslungsreicher und ergiebiger sei als in Korsika. «Man trifft da eine Menge Wildschweine», berichtete der Captain, «und man muss erst lernen, sie von den zahmen Schweinen, die ihnen sehr ähnlich sind, zu unterscheiden, denn wenn man diese schießt, hat man Unannehmlichkeiten mit den Hirten. Diese kommen schwerbewaffnet aus irgend einem Buschdickicht, das man ‚Maquis‘ nennt, hervor, lassen sich ihre Schweine teuer bezahlen und lachen einen obendrein noch aus. Dann gibt es dort auch noch ein Wildschaf, ein überaus

merkwürdiges Tier, das man sonst nirgends mehr vorfindet, ein famoseres Wildbret, aber schwer zu jagen, Hirsche, Damhirsche, Fasan, Rebhühner, man kommt gar nicht zu Ende, wollte man alle Wildarten aufzählen, von denen es in Korsika nur so wimmelt. Oberst, wenn Sie die Jagd lieben, gehen Sie unbedingt nach Korsika. Dort können Sie, wie einer meiner Herbergsväter sagte, auf jedes erdenkliche Wild zum Schuss kommen, angefangen vom Krammetsvogel bis zum Menschen.»

Beim Tee unterhielt der Captain Miss Lydia neuerdings mit einer Geschichte der «Vendetta transversale», der Sippenblutrache, die noch bizarrer war als die erste, und es gelang ihm, indem er ihr den wilden und eigenartigen Charakter des Landes und seiner Bewohner, ihre Gastfreundlichkeit, ihre sonderbaren, ursprünglichen Sitten und Gebräuche schilderte, Miss Lydia restlos für Korsika zu begeistern. Schliesslich überreichte er ihr einen zierlichen kleinen Dolch, der weniger durch seine Form und das kupferne Futteral, in dem er steckte, bemerkenswert war, als durch seine Geschichte. Ein berühmter Bandit hatte ihn Hauptmann Ellis überlassen und ihm versichert, dass er damit bereits vier Menschenleiber durchbohrt habe. Miss Lydia steckte ihn in ihren Gürtel, legte ihn später auf ihren Nachttisch und zog ihn vor dem Einschlafen noch mehrmals aus der Scheide. Der Oberst hinwiederum träumte davon, dass er ein wildes Schaf erlegte und dass dessen Besitzer eine enorme Summe dafür verlangte, die er aber gerne bezahlte, da es ein aussergewöhnliches Tier war, das einem Eber mit einem Hirschgeweih und Fasanenschwanzfedern glich.

«Ellis erzählt», sagte der Oberst, als er gemeinsam mit seiner Tochter beim Frühstück sass, «dass es auf Korsika eine vortreffliche Jagd gebe. Wenn die Reise dahin nicht so weit wäre, würde ich gerne vierzehn Tage dort zubringen.»

«Warum sollen wir denn nicht nach Korsika gehen?» fragte Miss Lydia. «Während du jagst, könnte ich zeichnen. Es würde mir Spass machen, jene Höhle in meiner Mappe zu haben, in die Bonaparte, als er noch klein war, sich zum Lernen zurückzog, wie Ellis uns erzählte.»

Es war vielleicht das erstemal, dass ein von dem Oberst geäussertes Wunsch sofort die Zustimmung seiner Tochter fand, und um diesen einzigartigen Glücksfall auszunützen, war er klug genug, zunächst einige Einwendungen zu machen, um Lydias Widerstand zu reizen und dadurch ihre günstige Laune noch zu verstärken. Vergebens sprach er

von der Wildheit des Landes und der Schwierigkeit für eine Frau, dort umherzureisen. Aber sie liess sich nicht abschrecken. Es mache ihr Vergnügen, sagte sie, zu Pferde zu reisen, im Zelt zu übernachten, kurz, sie wusste auf alles eine Antwort, denn da es keine Engländerin gab, die bisher in Korsika gewesen war, musste sie einfach dahin gehen. Wie wunderbar würde es sein, wenn sie wieder auf dem Saint-James-Platz spazierte, ihr Album herzuzeigen.

«Warum überschlagen Sie denn diese reizende Zeichnung, meine Liebe?»

«Ach, es ist nur die Skizze eines berühmten korsischen Banditen, der uns als Fremdenführer diente.»

«Wie, Sie waren in Korsika?»

Da es noch keinen Dampferverkehr zwischen Frankreich und Korsika gab, erkundigte man sich nach einem Segelschiff, das nach der Insel, die Miss Lydia zu entdecken sich vorgenommen hatte, bestimmt war. Der Oberst schrieb sogleich nach Zaris, um die Zimmer abzubestellen, die dort für ihn bereit standen, und kam mit dem Kapitän eines Zweimasters, der nach Ajaccio in See stechen sollte, überein. Es gab nur zwei nicht gerade komfortable Kabinen an Bord. Man verstaute den Proviant, und der Schiffspatron schwur alle Eide, dass einer seiner Matrosen ein ganz vorzüglicher Koch sei und in der Kunst, eine Bouillabaisse zu bereiten, nicht seinesgleichen habe. Das Fräulein würde sich sicherlich wohl fühlen, man würde guten Wind und eine ruhige See haben.

Der Oberst stellte auf Wunsch seiner Tochter noch die Bedingung, dass kein weiterer Passagier aufgenommen würde und dass man die Küste der Insel entlang segle, um den Anblick der Berge geniessen zu können.

II

An dem für die Abreise bestimmten Tag war bereits am Morgen alles verpackt und verladen. Das Schiff sollte mit der Abendbrise in See stechen. Unterdessen ging der Oberst mit seiner Tochter auf der Cannebière spazieren. Da wurde er von dem Schiffspatron angehalten, der ihn um die Erlaubnis bat, einen seiner Verwandten, nämlich den Vetter vom Paten seines Sohnes, an Bord nehmen zu dürfen, da er in einer dringenden Angelegenheit nach Korsika zurückkehren wolle, aber kein Schiff für die Ueberfahrt finden könne.

«Es ist ein sehr angenehmer junger Mann», fügte er hinzu, «kein Militär, Jägeroffizier der Garde, der

es schon längst zum Oberst gebracht hätte, wenn der ‚Andere‘ noch Kaiser wäre.»

«Da er Soldat ist», erwiderte der Oberst und wollte hinzufügen: willige ich gern ein, dass er mit uns reist, aber Miss Lydia rief auf englisch:

«Wie, ein Offizier der Infanterie?» Da ihr Vater bei der Kavallerie gedient hatte, hegte sie eine ausgesprochene Verachtung für alle übrigen Waffengattungen. «Womöglich ein ungebildeter Mensch, der vielleicht seekrank wird und uns das ganze Vergnügen an der Ueberfahrt verleidet!»

Der Kapitän verstand zwar kein Wort Englisch, doch schien er, was Miss Lydia sagte, ohne Schwierigkeiten von ihren hübschen, schmallenden Lippen abzulesen. Er strich seinen Verwandten in allen Tonarten heraus und schloss sein Loblied mit der Versicherung, dass er ein wohlzogener junger Mann aus einer Familie von korsischen Korporalen sei und dass er weder dem Oberst noch dem Fräulein die geringsten Ungelegenheiten machen würde, da er selbst, der Schiffspatron, dafür Sorge tragen werde, dass er in einem Winkel des Schiffes unterschlüpfe, wo man seine Anwesenheit gar nicht bemerken würde.

Der Oberst und Miss Lydia fanden es sonderbar, dass es in Korsika offenbar Familien gab, in denen man sozusagen erblich vom Vater zum Sohn Korporal ist. Aber da sie steif und fest meinten, es handle sich um einen Korporal der Infanterie, schlossen sie darauf, dass es irgend ein armer Teufel sei, den der Kapitän aus Mitleid mitnehmen wolle. Hätte es sich um einen Offizier gehandelt, so wäre man gezwungen gewesen, mit ihm gesellschaftlich zu verkehren und sich mit ihm zu unterhalten, aber einen Korporal konnte man ohne weiteres übersehen, er ist ein Wesen ohne weitere Bedeutung, solange nicht seine ganze Kompanie mit aufgepflanztem Bajonett in Erscheinung tritt, um einen dahin zu geleiten, wo man gar nicht gern hingeht.

«Wird Ihr Verwandter seekrank?» fragte Miss Lydia misstrauisch.

«Niemals, mein Fräulein. Sein Inneres ist verschlossen wie ein Fels, zu Wasser und zu Lande.»

«In Gottes Namen, dann können Sie ihn mitnehmen», sagte sie.

«Sie können ihn mitnehmen», wiederholte der Oberst und setzte seinen Spaziergang fort.

Gegen fünf Uhr abends kam Kapitän Matei, um sie abzuholen und an Bord zu bringen. Am Hafen, in der Nähe der Jolle, trafen sie einen hochgewachsenen jungen Mann in einen blauen, bis zum

Kinn zugeknöpften Ueberrock. Sein Gesicht war braungebrannt, seine Augen schwarz, lebhaft und verrieten einen regen Geist. An der Art, wie er seine Schultern zurücknahm, und seinem gepflegten kleinen Schnurrbart erkannte man unschwer den Militär, denn zu dieser Zeit war der Schnurrbart noch nicht allgemein in Mode, und die Nationalgarde hatte noch nicht auf Benehmen und Gewohnheiten der Bürgerfamilien abgefärbt.

Der junge Mann nahm vor dem Oberst seine Mütze ab und dankte ihm in geziemenden Worten und ohne jede Verlegenheit für das ihm erwiesene Entgegenkommen.

«Es freut mich, Ihnen nützlich sein zu können», sagte der Oberst mit einem freundlichen Nicken des Kopfes, und stieg in die Jolle.

«Der Engländer ist erträglich», bemerkte der junge Mann auf italienisch zum Schiffspatron.

Der legte den Zeigefinger auf sein linkes Auge und zog die Mundwinkel herab. Damit wollte er begreiflich machen, dass der Engländer Italienisch verstehe und im übrigen ein etwas sonderlicher Kauz sei.

Der junge Mann lächelte und tippte sich als Antwort auf die Stirn, womit er andeuten wollte, dass alle Engländer ein bisschen verrückt seien. Dann setzte er sich neben den Kapitän und betrachtete mit grosser Aufmerksamkeit, aber ohne zudringlich zu sein, seine hübsche Reisegefährtin.

«Die französischen Soldaten haben eine gute Haltung», sagte der Oberst auf englisch zu seiner Tochter, «deshalb macht man auch gern Offiziere aus ihnen.»

Dann wandte er sich in französischer Sprache an den jungen Mann:

«In welchem Regiment haben Sie gedient?»

Dieser stiess den Vater des Patenkinde seines Veters leicht mit dem Ellbogen an und antwortete mit einem kleinen ironischen Lächeln, er sei bei den Gardejägern gewesen und käme jetzt von dem 7. Leichten Regiment.

«Haben Sie Waterloo mitgemacht? Sie sind noch sehr jung.»

«Es war meine einzige Campagne, Oberst.»

«Zählt doppelt», gab der Oberst zurück.

Der junge Korse biss sich auf die Lippen.

«Papa», sagte Miss Lydia auf englisch, «frage ihn doch, ob die Korsen ihren Bonaparte sehr lieben.»

Ehe der Oberst diese Frage ins Französische übersetzt hatte, sagte der junge Mann in leidlich

gutem Englisch, wenn auch mit einem fremdländischen Akzent:

«Sie wissen, Mademoiselle, dass der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Wir, die Landsleute Napoleons, lieben ihn wahrscheinlich weniger als die Franzosen. Was mich selbst betrifft, so liebe und bewundere ich ihn, obgleich seine Familie in früheren Zeiten mit der meinigen verfeindet war.»

«Sie sprechen Englisch!» rief der Oberst aus.

«Sehr schlecht, wie Sie sich überzeugen können.»

Wenngleich Miss Lydia von seinem freien, ungenierten Ton etwas unangenehm berührt war, konnte sie bei dem Gedanken, dass eine persönliche, wenn auch feindliche Beziehung zwischen einem Kaiser und einem Korporal bestehen könne, ein Lachen nicht unterdrücken. Das gab ihr einen Vorgeschmack von den Sonderbarkeiten Korsikas, und sie nahm sich vor, diesen Zug in ihr Tagebuch einzutragen.

«Sie sind wohl Gefangener in England gewesen?» fragte der Oberst.

«Nein. Ich habe in Frankreich Englisch gelernt, als ich noch ganz jung war, und zwar von einem Gefangenen Ihrer Nation.»

Dann wandte er sich an Miss Nevil:

«Kapitän Matei erzählt mir, dass Sie aus Italien kommen. Sie sprechen sicher reines Toskanisch, mein Fräulein, und es dürfte Ihnen schwer werden, unseren Dialekt zu verstehen.»

«Meine Tochter versteht alle italienischen Dialekte», erwiderte der Oberst, «sie hat Sprachentalent. Bei mir ist das anders.»

«Versteht das Fräulein etwa diese Verse aus einem unserer korsischen Lieder? Ein Schäfer sagt zu seiner Schäferin:

„S'entrassi 'ndru Paradisu santu, santu,

E nun trovassi a tia mi n'esciria.»

(Träte ich in das heilige, heilige Paradies
und fände dich dort nicht, ginge ich wieder.)

Miss Lydia verstand. Sie fand das Zitat kühn, mehr aber noch den Blick, der die Worte begleitete. Errötend sagte sie: «Capisco.»

«Kehren Sie auf halbjährigen Urlaub in Ihr Land zurück?» fragte der Oberst.

«Nein, man hat mich auf halben Sold gesetzt, wahrscheinlich, weil ich bei Waterloo dabei war und wohl auch, weil ich ein Landsmann Napoleons bin. Leicht am Herzen, leicht am Beutel, wie es in dem Lied heisst, kehre ich in die Heimat zurück.»

Er sah zum Himmel und seufzte.

Der Oberst steckte die Hand in die Tasche und, indem er ein Goldstück zwischen den Fingern

drehte, suchte er nach ein paar passenden Worten, um die Münze auf höfliche Weise in die Hand seines ehemaligen Gegners, der nun im Unglück war, gleiten zu lassen.

«Auch mich», sagte er in leichtem Ton, «hat man auf Halbsold gesetzt . . . aber mit Ihrer Löhnung können Sie sich wohl nicht einmal Tabak kaufen. Nehmen Sie, Korporal.»

Er versuchte, das Goldstück in die Hand des jungen Mannes zu drücken, der sich auf den Bootsrand stützte.

Der junge Korse errötete und wollte auffahren, aber dann änderte sich ganz plötzlich der Ausdruck seines Gesichtes, und er brach in ein schallendes Gelächter aus. Der Oberst, sein Geld in der Hand, war ganz verdutzt.

«Oberst», sagte der junge Mann, wieder ernst werdend, «erlauben Sie mir, dass ich Ihnen zwei Ratschläge gebe. Der erste ist, niemals einem Korse Geld anzubieten, denn ich habe Landsleute, die so unhöflich sein könnten, es Ihnen an den Kopf zu werfen; zweitens, geben Sie den Leuten keine Titel, auf die sie nicht Anspruch erheben. Sie nennen mich Korporal, und ich bin Leutnant. Freilich, der Unterschied ist nicht gross, aber . . .»

«Leutnant!» rief Sir Thomas aus. «Leutnant! Und der Kapitän sagte mir, dass Sie Korporal wären wie Ihr Vater und alle Männer in Ihrer Familie.»

Bei diesen Worten bog sich der junge Mann geradezu vor Vergnügen und lachte so herzlich und schallend und unwiderstehlich, dass die ganze Schiffsbesatzung in das Gelächter miteinstimmte.

«Verzeihen Sie, Oberst», sagte schliesslich der junge Mann, «aber dieses Missverständnis ist herrlich. Erst jetzt habe ich es begriffen. In der Tat, meine Familie rühmt sich, Korporäle unter ihren Vorfahren zu haben. Aber unsere korsischen Korporäle haben niemals Tressen auf ihren Rücken getragen. Um das Jahr des Heils 1100 erhoben sich einige Gemeinden gegen das Joch der grossen Grundherren und gingen in die Berge. Die Anführer der Revolte, die sie wählten, nannten sie Korporäle. Auf unserer Insel rechnen wir es uns zur Ehre an, von dieser Art Tribunen abzustammen.»

«Verzeihung, mein Herr!» rief der Oberst aus, «tausendmal Verzeihung! Da Sie nun den Grund meines Irrtums kennen, hoffe ich sehr, dass Sie ihn entschuldigen werden.»

Dabei streckte er ihm die Hand entgegen.

Fortsetzung folgt.